

Jill Bühler/Antonia Eder (Hg.)

Das Unnütze Wissen in der Literatur

ROMBACH WISSENSCHAFTEN
DAS UNSICHERE WISSEN DER LITERATUR

herausgegeben von Hans-Georg von Arburg, Maximilian Bergengruen
und Peter Schnyder

Band 2

Jill Bühler/Antonia Eder (Hg.)

Das Unnütze Wissen in der Literatur

Umschlagabbildung: © MEIRA. Büro für Gestaltung

Publiziert mit Unterstützung des Schweizerischen Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (SNF) und der Société Académique de Genève.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

© 2015. Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien

1. Auflage. Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Julia Buck (M.A.)

Umschlag: Bärbel Engler, Rombach Verlag KG, Freiburg i.Br./Berlin/Wien

Satz: rombach digitale manufaktur, Freiburg im Breisgau

Herstellung: Rombach Druck- und Verlagshaus GmbH & Co. KG, Freiburg im Breisgau

Printed in Germany

ISBN 978-3-7930-9841-6

INHALT

JILL BÜHLER / ANTONIA EDER

Einleitung 7

ANGELIKA MEIER

Meine Nutzlosigkeit geb ich nicht her 17

HANS RICHARD BRITTNACHER

Das Herz der Welt

Hohlwelt-Theorien in der Literatur-, Wissens- und

Konspirationsgeschichte 25

CHRISTINA ISENSEE

Von Wissen und Wahn, Romanen und Rittern:

(Un)nützes Wissen als Don Quixoterie? 45

MAXIMILIAN BERGENGRUEN

Elias Artista oder Das Überflüssigwerden des Wissens

in Kuhlmanns *Kühlpsalter* 63

JOHANNES F. LEHMANN

Das Unnütze Wissen (der Literaturwissenschaft) 85

CHRISTIANE HOLM

Von den *alltäglichsten Sachen* zu *Abfall für alle*

Diaristische Praktiken und Unnützes Wissen um 1800, 1900, 2000 . 103

MANUEL CLEMENS

Zweckscheinbarkeit

Über eine Kategorie im Umfeld von Kant und Schiller 121

JILL BÜHLER

Lustwort: Lustmord

Sprachliche Verschränkungen von Blutdurst und Wollust bei Krafft-
Ebing, Musil, Schubert und Kleist 137

ANTONIA EDER

Mäuseparze und Weltweiser

Zuviel/Zuwenig-Wissen in Jean Pauls *Des Feldpredigers Schmelzle
Reise nach Flätz* 157

BURKHARDT WOLF

Der Nichtsnutz als Noch-Nichtsnutz

Wilhelm Raabe und das potentielle Wissen im deutschen Realismus 173

PETER SCHNYDER

»Conjekturen-Wüstlinge«

Vom Nutzen und Nachteil des Unnützen bei Nietzsche 195

STEFAN WILLER

Wie unnützlich ist das Wissen von Bouvard und Pécuchet? 217

UWE WIRTH

Unnützes Wissen als epistemisches Problem der Spurensuche 235

MARGARETE FUCHS

»unbrauchbar für die Zettelwand«

Das Archiv des unnützen Wissens in Max Frischs
Der Mensch erscheint im Holozän 251

Autorinnen und Autoren 265

Einleitung

»Nutella hat Lichtschutzfaktor 9,7.« – »Bart Simpsons Haar besteht immer aus neun Zacken« – »Karotten waren ursprünglich lila.« – »Schizophrene gähnen so gut wie nie.«
– »Clint Eastwood hat eine Pferdeallergie.«¹

Dies alles, so zumindest das Magazin *Neon*, ist Unnützes Wissen. Die *skurrile[n] Fakten, die man nie mehr vergisst, ohne sie sich merken zu müssen*, haften dem Monatsmagazin in handlicher Miniaturheftform an. Erschienen ist das Unnütze Wissen inzwischen auch als Buch, auf einem eigens dafür eingerichteten Weblog sowie als Smartphone-App. Dieses Phänomen ist, so die Ausgangsthese der hier versammelten Beiträge, nicht als bloßer Scheitelpunkt des Informationszeitalters oder als Ausgeburt einer modernen, schnelllebigen und konsumorientierten Wissensgesellschaft zu sehen, sondern wirft, durch die Engführung der Begriffe Nutzen und Wissen, vielmehr die Frage auf, unter welchen Bedingungen Wissen wissenswert scheint bzw. wann es als nützlich und wann als unnütz taxiert wird. Ist Wissen nur Wissen, wenn es nützt? Kann jedes Wissen, wenn es einmal als solches geformt ist, nicht immer sowohl nützlich wie unnütz sein? Wie bedingen sich Qualifikation, Kategorisierung und Ordnung von Wissen und deren Kontexte? Und wie wirken wiederum zeitliche und räumliche Konstitutionen dieser Wissenskontexte?

So kann man beispielsweise Unnützes Wissen, das zeigt ein Blick auf den *Neon-Blog*, nicht nur wissen, sondern auch »quizz«: Heißt die Angst vor langen Wörtern Megaverbophobie, Oc oder Hippopotamomonstrosesquipedaliophobie?² Die Fragen des »Unnützen Quizzens« erinnern stark an diejenigen, die den Kandidaten in der Spielshow *Who Wants to be a Millionaire?* und ihren über 100 Schwestersendungen rund um den Globus gestellt werden.³ Für denjenigen, der durch die richtige Beantwortung einer Reihe von

¹ Dies und mehr findet sich in: Patrick Bauer/Michael Ebert (Hg.), *Neon Unnützes Wissen. 1374 skurrile Fakten, die man nie mehr vergisst*, München 2008.

² Vgl. <http://blog.neon.de/unnuetzes-wissen/phobien-krankheiten/#quizz> [Datum des letzten Zugriffs: 16.09.2015].

³ Die Urversion dieser Sendungen wurde zwischen September 1998 und Februar 2014 auf dem britischen Fernsehkanal ITV ausgestrahlt. Vgl. <http://millionaire.itv.com/home/> [Datum des letzten Zugriffs: 16.09.2015].

Fragen eine Million gewinnen kann, ist diese Art von Wissen überaus nützlich. Bei den Dreharbeiten zu seinen Italowestern war für Regisseur Sergio Leone die Information, dass sein Hauptdarsteller Clint Eastwood eine Pferdeallergie hat, wohl ebenfalls nicht unerheblich. Die Umstände, unter denen die Qualität von Nutella als Sonnenschutzmittel genutzt werden kann, sind zwar sehr speziell, aber beispielsweise während einer *Robinsonade* nicht undenkbar. Die Nützlichkeit – und in der Umkehr der Unnutz – von Wissen scheint also eng an dessen Kontextualisierung gebunden. Unter welchen Bedingungen, in welchen Zusammenhängen, für welche Gruppen, zu welchen Zeiten, auf welchen Feldern, in welchen Disziplinen wird Wissen als unnütz qualifiziert? Und lässt sich, neben der kontextuellen Komponente der Relevanz, eine spezifische, unter Umständen poetologische Konstitution und/oder Wirkung von Unnützem Wissen aufdecken?

Das Verhältnis von und die Austauschprozesse zwischen Literatur und Wissen erfreuen sich in der literaturwissenschaftlichen Forschung der vergangenen Jahre zunehmenden Interesses.⁴ Dabei steht ein maßgeblich von Foucault geprägter Wissensbegriff im Zentrum.⁵ Die Untersuchungen fokussieren auch und zunehmend auf Formen ungesicherten Wissens⁶ und Nicht-Wissens,⁷ dem aber gemein ist, dass es Teil einer epistemischen Praxis ist. Insbesondere die Literatur aber, so die These dieses Bandes, kennt Formen von Wissen, die außerhalb der genannten Praxis stehen, als ungenständliche Reste und Überschüsse: Unnützes Wissen also, das aber

⁴ Vgl. Joseph Vogl (Hg.), *Poetologien des Wissens um 1800*, München 1999; vgl. Ders., *Für eine Poetologie des Wissens*, in: Karl Richter/Jörg Schönert/Michael Titzmann (Hg.), *Die Literatur und die Wissenschaften 1770–1930*, Stuttgart 1997, S. 107–127; vgl. Ralf Klausnitzer, *Literatur und Wissen. Zugänge – Modelle – Analysen*, Berlin 2008; vgl. Thomas Klinkert/Monika Neuhofer (Hg.), *Literatur, Wissenschaft und Wissen seit der Epochenschwelle um 1800. Theorie – Epistemologie – komparatistische Fallstudien*, Berlin 2008; vgl. Maximilian Bergengruen/Roland Borgards (Hg.), *Bann der Gewalt. Studien zur Literatur- und Wissensgeschichte*, Göttingen 2009; vgl. Beate Kellner u.a. (Hg.), *Erzählen und Episteme. Literatur im 16. Jahrhundert*, Berlin 2011; vgl. Tilmann Köppe (Hg.), *Literatur und Wissen. Theoretisch-methodische Zugänge*, Berlin u.a. 2011.

⁵ Vgl. v.a. Michel Foucault, *Die Ordnung der Dinge (Les mots et les choses, 1966)*, Frankfurt a.M. 1974; vgl. Ders., *Archäologie des Wissens (L'archéologie du savoir, 1969)*, Frankfurt a.M. 1981.

⁶ Vgl. Carlos Spoerhase/Dirk Werle/Markus Wild (Hg.), *Unsicheres Wissen. Skeptizismus und Wahrscheinlichkeit 1550–1850*, Berlin 2009.

⁷ Vgl. David Gugerli/Michael Hagner/Philipp Sarasin/Jakob Tanner (Hg.), *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte (5/2009): Nicht-Wissen*; vgl. Hans Adler/Rainer Godel (Hg.), *Formen des Nichtwissens der Aufklärung*, München 2010; vgl. Michael Gamper/Michael Bies (Hg.), *Literatur und Nicht-Wissen: Historische Konstellationen 1730–1930*, Zürich 2012.

gerade für die Literarizität, die Poetologie und die Ästhetik von Literatur konstitutiven Charakter zu besitzen scheint.

Theoretisch und methodisch liegen dabei die folgenden Überlegungen zu Grunde: Im Anschluss an Michel Foucaults Diskurstheorien und Hans-Jörg Rheinbergers historische Epistemologie⁸ wird Wissen in seinen Entstehungsbedingungen betrachtet und eng an einen Machtbegriff gekoppelt. Diesen Ansätzen zufolge sind auch Formen von Nicht-Wissen und Agnotologie⁹ oder unsicherem Wissen in einem Dispositiv produktiv und Beurteilungskriterien wie richtig oder falsch greifen in Bezug auf (eine Definition von) Wissen nicht:

Wissen ist keine Summe von Erkenntnissen – denn von diesen muss man stets sagen, ob sie wahr oder falsch, exakt oder ungenau, präzise oder bloße Annäherungen, widersprüchlich oder kohärent sind; keine dieser Unterscheidungen ist für die Beschreibung des Wissens gültig, das aus einer Gesamtheit von Elementen (Gegenständen, Formulierungstypen, Begriffen und theoretischen Entscheidungen) besteht, die aus ein und derselben Positivität heraus im Feld einer einheitlichen diskursiven Formation heraus gebildet sind.¹⁰

Dieser Foucault'sche Denkraum wird anhand der Verschränkung von Wissen und Unnutz zwar einerseits eröffnet, aber andererseits durch die hier zusammengestellten Beiträge ebenso hinter- und auf seine Grenzen hin befragt, da neben der ›Positivität‹ des diskursiven Feldes eine sich aufdrängende Negativität (Unnutz, Nichtsnutz), ein ›Schatten diskursiver Rede‹ erkennbar wird. Den Einsatzpunkt bildet hierbei die Überlegung, dass dem Faktor Macht eine gewichtige Position in der Produktion von Wissen zukommt. Die Analysen von Genealogien (im Sinne Foucaults) fragen nach Bedingungen und Praktiken, die den Diskurs unter Beteiligung von Macht bestimmen und erzeugen.

Es bleibt aber zu diskutieren, ob es nicht immer auch Formen von Wissen gibt, die in diesem Zusammenhang überflüssig, also an keiner ›mächtigen‹ diskursiven Praxis beteiligt sind und demzufolge keinen Nutzen haben und

⁸ Vgl. v.a. Hans-Jörg Rheinberger, *Experimentalsystem und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen 2001; Ders., *Epistemologie des Konkreten. Studien zur Geschichte der modernen Biologie*, Frankfurt a.M. 2006; vgl. Ders., *Historische Epistemologie zur Einführung*, Hamburg 2007.

⁹ Vgl. Robert N. Proctor/Londa Schiebinger (Hg.), *Agnotology. The Making and Unmaking of Ignorance*, Stanford 2008; vgl. Martin Carrier, *Werte in der Wissenschaft*, in: *Spektrum der Wissenschaft* 02/2011, S. 66–70.

¹⁰ Michel Foucault, *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits (1954–1969)*, Frankfurt a.M. 2001–2007, S. 921.

dennoch Wissen bleiben. Kurz: Inwiefern wird der Diskurs- und damit nicht zuletzt der Wissensbegriff bei einer Streichung des Faktors Macht variiert? Welche Dynamiken werden jenseits einer dialektischen oder gar polaren Logik (Ausschluss/Einschluss) sichtbar, wenn die »Aneignung der Diskurse mitsamt ihrem Wissen und ihrer Macht«¹¹ umgewendet und die Technik der Verknappung (Macht qua Wissen) durch eine des Überschusses und der Ausuferung ersetzt ist? Gibt es eine voraussetzungslose Teilhabe am Diskurs? Liegt im Unnützen der diskursive Verstoß gegen die Herstellung von Relevanz und gegen das – bildlich gesprochen – Positiv? Zu fragen ist dann, ob und wie sich etwas beschreiben lässt, das als Irrelevantes zwischen und neben dem diskursiv Mächtigen und darum Relevanten auf Nichtsnutz insistiert, klebend (wie die *Neon*-Beilage) dem Nützlichen aufsitzt oder aber auch losgelöst davon, oft bequem koexistiert, nicht etwa unbequem konkurrenziert, und sich dabei vor allem dadurch auszeichnet, überflüssig und doch unvergesslich zu sein? Wie und warum laufen die Begehrensströme, wenn es gerade nicht (mehr) um Macht geht? Oder wäre es in diesem Sinne nicht vielmehr gerechtfertigt, für einen »entmächtigten« Diskursbegriff zu plädieren, der ein Jenseits und Neben und Zwischen von machterzeugenden Sinnzusammenhängen, Wahrheit, Bedeutung etc. herstellt? Eine Art Negativ zum diskursmächtigen Dispositiv?

Die angedeutete »Formnot« als Negativ spielt natürlich und insbesondere für die Literatur und ihre Wissenschaft eine entscheidende Rolle. Denn das Unnütze ist selbst ja durchaus diskursiv, d.h. einerseits sprachlich strukturiert und es funktioniert zudem als Praxis, so beispielsweise in der *Neon*-Beilage. Und welche Aussonderungsprozesse zwischen »nützem« und Unnützem Wissen betreibt die Literatur eigentlich selbst? Es scheint verführerisch, die Phänomene Unnützen Wissens auf der Habenseite der Literatur(-wissenschaft) verbuchen zu können, doch auch diese Diskurspraxis grenzt mit Argumenten von Relevanz und Nützlichkeit aus (Kanon, Buchmarkt, Zettelkasten).

Literatur nun ist reich an und kennt sehr verschiedene Formen von Unnützem Wissen. So tritt dieses teils textimmanent, als Motiv oder Figur, teils als Rezeptionsmoment oder auch (oft: zudem) als metapoetische Faktur eines Textes, als dessen Poetologie, auf. Am häufigsten aber, und das zeigen die folgenden Aufsätze, sind in der Textproduktion, -rezeption, Diegese und poetischen Konstitution von Literatur Mischformen des Unnützen Wissens zu finden. Die literarischen Formen treten dabei oft auf als Überflüssiges,

¹¹ Ders., *Die Ordnung der Dinge* (*Les mots et les choses*, 1966), Frankfurt a.M. 1974, S. 30.

Abgebrochenes, Überschießendes, Abfall, Redundanz, Digression, Verspieltheit, Arabeske, Umweg, Ziellosigkeit – Begriffe, die sich konstitutiv nicht ökonomisieren oder nutzbar machen lassen. An diese ersten Befunde schließen die Überlegungen der hier folgenden Beiträge zu spezifischen Denk- und Textbewegungen des Unnützen Wissens an und arbeiten sie in breiter historischer Diversität und literarischer Variation aus: Das skizzierte Spannungsfeld wird über Gattungskollisionen und Produktionsbedingungen, über Begriffsgeschichte und Bildungsfragen bis hin zu Weltverschwörung und Heilsversprechen von den Beiträgerinnen und Beiträgern ausgeschrieben und als »Das Unnütze Wissen in der Literatur« diskutiert.

Eröffnet wird der Band von dem Essay der Schriftstellerin ANGELIKA MEIER. Das Versprechen des programmatischen Titels *Meine Nutzlosigkeit geb ich nicht her* löst der Text gleich auf mehreren Ebenen ein, die im Eingeständnis der eigenen Unfähigkeit zu effizienter Textproduktion und dessen gleichzeitiger Affirmation autoreflexiv wie poetisch bespielt werden. Das rasante Rasonieren mit, gegen und über den lebendigen Leichnam des allzeit sterbenden Autors, dieses »Schreibhaustiers«, treibt den abgründigen Text durch Literaturtheorie, Buchmarkt, Kritik, Lebens-, Denk- und Produktionsbedingungen von und letztlich stets durch die Literatur selbst. Dabei wird performativ über das Ausstellen der eigenen Anmaßungen, Ohnmachten, Idiosynkrasien und Hochstaplerattitüden des schreibenden Ich-Symptoms jede Anklage samt Ressentiment souverän machtlos konterkariert. Ebenso affirmativ wie (selbst-)ironisch melancholisch besteht der Essay auf dem Schreiben um des Schreibens willen, der eigenen Nutzlosigkeit als haltloses, performativ gelingendes Scheitern.

Das Unnütze, weil nicht verifizierbare, Wissen verschiedener Hohlwelt-Theorien vom Mittelalter (Dante) über die Frühe Neuzeit, die Romantik (Novalis; E.T.A. Hoffmann), das 20. Jahrhundert (Ian Fleming) bis in die Gegenwart, von John Milton über Jules Verne zu Miguel Serrano bildet den vielgestaltigen Gegenstand des Beitrags von HANS RICHARD BRITTNACHER. Da dieses mäandernde Wissen stets auch welterklärend sein will und diesen Anspruch umso mehr erhebt, desto weniger es eine empirische Referenz hat, behandelt Brittnacher eine problematische, ja sogar gefahrenbergende Form des Unnützen Wissens. In der Fülle der einzelnen Textanalysen wird dieser Umstand deutlich nachvollziehbar. Während der Dämonologe Jean Wier im vom christlichen Glauben geprägten Mittelalter die Hölle mit über sieben Millionen Teufeln besiedelt sieht, konkurrieren in der Romantik die beiden spekulativen Disziplinen Naturphilosophie und Literatur um Er-

klärungsmodelle und im 19. Jahrhundert folgt man einem positivistischen Wissenschaftsverständnis das die angebliche Leere im Erdinnern entzaubert. Der wissenschaftliche Untergang des hohlen Weltinnern eröffnet nun das risikoreiche Potenzial der Hohlwelt-Theorie – diese wird nunmehr bestimmt von *Gossip* und Paranoia.

Mit Cervantes' Romanhelden Don Quixote nimmt sich CHRISTINA ISENSEE eine Figur vor, an der sich die Frage nach dem Nutzen und Unnutzen literarischen Wissens stellt wie an kaum einer anderen. Dem Protagonisten dienen Ritterromane als Wahrnehmungs- und Verhaltensmodelle und sind nicht zuletzt ursächlich für seinen Wahnsinn. Darüber hinaus, so zeigt Isensee auf, ist Unnützes Wissen auf der strukturellen sowie der metafikionalen Ebene und für die erzählerische Performativität des Romans mit ausschlaggebend. Vordergründig wird das literarische und lebens(un)praktische Wissen Don Quixotes zwar als unnütz markiert, doch holt eine Inversbewegung des Textes dieses Urteil wieder ein – bei einem gutgemeinten Büchersturm wird das Bild der Literatur revidiert: Wird sie anfangs in eine kausale Verbindung mit Don Quixotes Wahn gebracht, kommt ihr plötzlich die Möglichkeit des Erkenntnisgewinns zu. Der Grund für dieses ambivalente Verhältnis, das das literarische Wissen im Text auszeichnet, liegt, so die These Isensees, im parodischen Charakter des Romans begründet, wobei das Unnütze (Wissen) stets eine Doppelbewegung beschreibt.

Im Paracelsismus wird der Prophet Elias mit dem Beinamen Artista versehen und steht somit nicht mehr nur für die Offenbarung schlechthin, sondern auch für diejenige allen technischen Wissens. Im Zentrum des Beitrags von MAXIMILIAN BERGENGRUEN steht mit Quirinus Kuhlmanns Hauptwerk *Kühlpsalter* ein Text, in dem sich der Autor darüber hinaus mit Elias Artista gleichsetzt und das dritte Zeitalter für angebrochen erklärt, in dem sich auch die sogenannte Kühlmonarchie befindet. Das Werk *Kühlpsalter* widerspricht somit performativ seinem Inhalt: Im vorherrschenden Zeitalter ist buchgestütztes Wissen unnütz, weil alles Wissen bereits offenbar geworden ist. Dabei ist der *Kühlpsalter* nicht bloß Beschreibung der Kühlmonarchie, sondern sogleich deren Erfüllung und schriftliche Form.

Eine grundlegende Analyse historischer, begriffsgeschichtlicher, bildungstheoretischer und -politischer Dimensionen der Beziehung zwischen dem Guten, dem Nutzen und dem Wissen bietet der Beitrag von JOHANNES F. LEHMANN. Kritisch hinterfragt wird hier die immer schon gültig scheinende Kategorie des Nutzens selbst, indem Lehmann die historischen Wurzeln dieser behaupteten Unhintergebarkeit machtökonomischen Denkens freilegt. Wie die Beispiele aus Philosophie, Geschichte und Literatur (Thomasius,

Bentham, Rousseau, Steffens) zeigen, setzt die »Historisierung der Zeit« (Luhmann) im 18. Jahrhundert eine entscheidende Markierung für die Verschränkung von Wissen und Nutzen: Erziehungsideologisch wird seither, auch in und durch Literatur, der für das Leben und Überleben des Staates nützliche, d.h. situativ flexible, wissenstrainierte, vorsorgende Mensch propagiert (»Rettungsnarrative«), was bildungspolitisch bis in unsere Gegenwart hinein bedenkenswerte und bedenkliche, so macht der Artikel deutlich, Folgen an Schulen, Universitäten und nicht zuletzt dem Selbstentwurf jeder/s Einzelnen zeitigt. Lehmanns Text ist das kulturhistorisch grundierte Plädoyer für eine Lust am freien Spiel des Wissens, des Verstehens und am Leben eines Lebens, das nicht immer schon ein einzuhegendes, zu rettendes ist – und das Zeit hat für die eigene »unnütze« Fülle.

CHRISTIANE HOLM rückt bei ihrer Erörterung einer Verzahnung von Tagebüchern als Gebrauchsform und Unnützem Wissen die gattungsspezifischen Verfahrensweisen in den Vordergrund der Betrachtung. Das diaristische Schreiben ist durch den strikt vorgegebenen Schreibrhythmus und die Offenheit gegenüber Alltäglichem geprägt. In den Tagebüchern Johann Christian Lavaters lässt sich eine Umdefinierung von Nutzen und Unnutzen im täglichen Schreibprozess festmachen: Er wird von einer absoluten zu einer relativen Größe frommer Lebensführung. Im diaristischen Schreiben Arthur Schnitzlers dagegen werden Textpraxis und Text generell voneinander geschieden gesehen: Während dem Schreibakt ein psychohygienischer Nutzen zugeordnet wird, erscheint der aufgezeichnete Text in erster Linie als unnützlich. Darüber hinaus kommt aber in Rückbezug auf Sigmund Freuds *Traumdeutung* gerade diesen Resten ein konstitutiver Charakter zu. Bei Rainald Goetz bildet diskursiver wie häuslicher Abfall den eigentlichen Stoff des Tagebuchschreibens. Der Leser wird nun aber nicht zu einem Wissens-Staubsauger zweiter Ordnung, sondern vielmehr als direkt an der Praxis des diaristischen Projekts beteiligt gesehen. Es geht Goetz also darum, sich in emphatischer Weise der Gegenwart samt unnützen Versatzstücken anzuliefern, um darauf eine Poetik zu begründen.

Wie MANUEL CLEMENS unter Rückgriff auf die Kant'sche Formel einer »Zweckmäßigkeit ohne Zweck« aufzeigt, erscheint in der *Kritik der Urteilskraft* Literatur im Kontext des Unnützens Wissens zunächst als Spielweise weltloser Ideen. In Friedrich Schillers Briefen *Über die ästhetische Erziehung des Menschen* erhalten diese scheinbar unnützen Einfälle – im Zuge des Wunsches nach einer »Minderung des Zweckhaften« – eine Aufgabe. Dieser Widerspruch zwischen konstituierender Zwecklosigkeit, die dennoch einen Zweck verfolgt, wird bei Schiller mit dem Begriff der »Zweckscheinbarkeit«

bezeichnet. Im Schutze genau dieser zweischneidigen Denkbewegung konkretisiert sich das Unnütze Wissen des Protagonisten auf poetologischer Ebene in der Problematik einer Zusammenführung von Kunst und Welt in Johann Wolfgang von Goethes Bildungsroman *Wilhelm Meisters Lehrjahre*. In einem historisch und wissenschaftlich weitgefächerten Bogen skizziert JILL BÜHLER die Paradoxien, die sich mit dem »Lustmord« noch vor seiner begriffsgeschichtlichen Manifestation verbinden, bzw. sich allererst durch ihn generieren. Chronologisch zurückschreitend entwickelt der Text ausgehend von der modernen Diagnose, dass der Begriff mehr Lustwort als irgend taugliches Beschreibungsinstrument ist, dessen Aufstieg in psychodynamischen (Krafft-Ebing) und anthropologisch-philosophischen (Schubert) Theorien sowie literarischen Werken (Musil, Kleist). Die aporetische Verschränkung von Lust und Mord im Doppelwort, so Bühlers Argument, führt zur poetischen wie psychomedizinischen Amalgamierung auf der Ebene von Zeichenvollzug und Zeichendeutung, so dass der Lustmord in letaler Ersetzung zugleich nichts und alles beschreibt.

Ausgehend vom Befund, dass die Literatur zahlreiche Figuren kennt, die nie das rechte Maß an Wissen halten können, analysiert ANTONIA EDER in ihrem Beitrag zu Jean Pauls *Feldprediger Schmelze*, einem weltfremden und pedantischen Zuviel-Wisser, auf welche Weise dessen Unnützes Wissen intradiegetisch wie extradiegetisch/rezeptionsästhetisch und poetologisch in Formen des Überschusses mündet. Sie macht dementsprechend drei Ordnungen von Unnützem Wissen aus, das erstens auf der figuralen Ebene, zweitens auf derjenigen des Leserurteils und drittens auf derjenigen der Textpoetologie figuriert. Gerade die Schwierigkeit, die sich beim Versuch einer Kategorisierung dieses Unnützens Wissens dritter Ordnung ergibt – dieses erweist sich nämlich als Mischform der ersten beiden Kategorien, der zusätzlich ein hohes selbstreflexives Potential eigen ist und die wegen ihres kreuzförmigen Charakters nachdrücklich (Lese-)Umwege einfordert –, zeigt sich nicht zuletzt als poetologisches Movens der Jean Paul'schen Erzählung.

Die konstitutive Spannung zwischen Realismus und Unnützem als Potentialität lotet BURKHARDT WOLFS Artikel *Der Nichtsnutz als Noch-Nichtsnutz* bei Wilhelm Raabe aus. Dem realistischen Diktum vom stets motivierten Handeln, zweckdienlichen Ding und kohärenter Figur widersetzt sich in Raabes Erzählungen Nutzloses, Abgenutztes, Überschüssiges: Vom zweckfreien Plunder bis zum verträdelten Faulenzer verstoßen Dinge wie Figuren gegen das Gebot der Nützlichkeit – und darin, so Wolf, vor allem gegen das der Referenzillusion von Wirklichkeit. Als entleerende Zeichendynamik einer

Derealisierung fungiert das Unnütze in Raabes Texten als Funktionswechsel der Kunst und entwickelt zugleich die poetologische Potentialität einer verkannten, aber gärenden Latenz in Raabes Poetischem Realismus.

Über den »wichtigen Gedanken«, dass doch alles irgendwann einmal »nützlich werden« könne, räsoniert mit Verve Friedrich Nietzsche und dieses rasante Räsonieren erörtert der Beitrag von PETER SCHNYDER. Den Nutzen und seine Nachteile kritisiert Nietzsche zwar scharf am utilitaristischen Nützlichkeitsprogramm der zeitgenössischen Bildungsdebatten, entwirft aber zugleich in verschiedenen Schriften genealogisch-historische, ästhetische und bildungstheoretische Ideen von Nutzen und Unnutz, die sich auch gegen den akademischen Bildungshumanismus richten. Schnyder macht darauf aufmerksam, dass Nietzsche dabei ein Unnützes Wissen favorisiert, das gerade nicht zum humanistisch verbrämten Verfügungsort im Dienste des Staates mutieren, sondern sich mit dem Leben selbst verbinden soll. Explizit verfolgt Schnyders Analyse dieses Verhältnis im zweiten Teil der *Unzeitgemässen Betrachtungen* und in den Vorträgen *Ueber die Zukunft unserer Bildungsanstalten*, die mit scharfer Munition (buchstäblich und rhetorisch) gegen die staatliche »Bildungsmaschine« als Instrumentarium einer »employability avant la lettre« schießen.

In der wunderbar unnützen und (buchstäblichen) Vielseitigkeit von Flauberts Roman *Bouvard et Pécuchet* geht STEFAN WILLER mit der titelgebenden Frage *Wie unnützlich ist das Wissen von Bouvard und Pécuchet?* den motivischen und poetologischen Dimensionen des Unnützen Wissens nach. In der spannungsgeladenen Dopplung von Idiotie und Pedanterie auf der Figurenebene, der auf Seiten des Autors ein nahezu unerschöpfliches, enzyklopädisches Wissen gegenübersteht, entwickelt der Roman die intrikate Dynamik von Wissen und dessen textimmanenter und literarproduktiver Nutzung zwischen Genese und Scheitern. Willers Text macht dabei sichtbar, wie sehr das »Andere des Wissens« im Wechsel von Verzicht auf und Bewältigung von Wissen nicht nur die beiden ebenso wissbegierigen wie beschränkten Helden, sondern den Roman (und seinen Autor) selbst immer wieder an seine Grenzen bringt, so dass dessen ungeschriebener Ausgang letztlich wieder an seinem Anfang läge.

Einem Liebling des Lesepublikums und Liebenden von (scheinbaren) Nebensächlichkeiten widmet sich UWE WIRTHS Erörterung zum *epistemischen Problem der Spurensuche: Sherlock Holmes*. In der intrikatsten Zusammenstellung von *Ignorance* und *Knowledge* des Helden wird eine Wissenspolitik, -filterung und -nutzung präsentiert, die der Potentialität von Wissen Rechnung trägt, also ständig wechselnde Kontexte sowie das daraus resultierende Os-

zillieren zwischen relevant/irrelevant antizipiert: Das *Wie* im Wissen wird entscheidend, nicht das *Was*. Statt end- und wahllos Wissen zu speichern, hält man raumökonomisch die Werkzeuge zu seiner Verarbeitung parat. Damit werden positivistische Urteile durch relative Selektionstechniken, wie Vergessen und Nicht-Wissen, situativ variabel ersetzt. Unnützes Wissen bildet dabei einen epistemischen Zwischenraum zwischen Vergessen und Wissen, der, das zeigt Wirths Blick auf die Semiotik- und Wissensgeschichte, einerseits dynamisiert werden, andererseits über Machtinteressen abgeschottet werden kann – eigen bleiben diesem Zwischen-Wissen die Inferenzen, das Noch-nicht, die Potentialität.

MARGARETE FUCHS nimmt sich einer Erzählung Max Frischs an, die die Frage nach Nützlichkeit und Unnutzen von Wissen in einem speziellen Spannungsfeld ansiedelt: Der Protagonist Herr Geiser versucht seinen drohenden Gedächtnisverlust mittels eines privaten Archivs in Form einer Zettelwand aufzuhalten, wobei er assoziativ vorgeht und keinen rationalen Auswahlprozess stattfinden lässt. Fuchs zeigt in ihrer Analyse auf, dass die durch Geisers Kleberei geschaffene (vermeintliche) Kohärenz verschiedene Versatzstücke von Wissen auf der narrativen Ebene zwar verschränkt, der Text sich aber sogleich einer konsistenten Erzählung verweigert. Er nimmt somit eine montagehafte Struktur an und stellt vor allem eine Ästhetik der Gleich-Gültigkeit des Wissens aus. Diese führt neben der Collage/Montage zum weiteren strukturbildenden Punkt der Erzählung: der Reflexion. Denn am Schluss ist es nicht nur das das Archiv-Wissen zusammenhaltende Klebeband, das seinen Dienst versagt; auch der den Überblick verlierende Protagonist taugt nicht zum Archivar – an seine Stelle tritt invers der Leser, der zum Archivar des Unnutzen Wissens avanciert.